

- Poferl, Angelika (2015 im Erscheinen): Die Kosmopolitisierung von Sozialität und Subjektivität. Zur Wahrnehmung globaler Probleme im Rahmen einer Kultur der Menschenrechte. In: Böhle, Fritz, Schneider, Werner (Hrsg.): Handeln und Subjekt in der Reflexiven Moderne. Weilerswist: Velbrück.
- Raab, Jürgen et al. (Hrsg.): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden: VS.
- Rabinow, Paul (1977): Reflection on Fieldwork in Morocco. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.
- Robertson, Roland (1992): Globalization. Social Theory and Global Culture. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Silverstone, Roger (2008): Mediapolis. Die Moral der Massenmedien. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Turner, Bryan (2006): Vulnerability and Suffering. Pennsylvania: The Pennsylvania State University Press.
- Whyte, William Foote Whyte (1996 [1943]): Die Street Corner Society: Die Sozialstruktur eines Italienviertels. Berlin, New York: de Gruyter.

Plötzlich mitten hinein geschubst – Der schockartige Feldzugang

Thomas S. Eberle

Obwohl qualitative Forschungsprozesse in der Regel nicht linear, sondern zirkulär verlaufen, werden sie in den Lehrbüchern als sequenzielle Abfolge von einzelnen Schritten dargestellt: Man entwickelt eine Fragestellung, sucht den Zugang zum Feld, bestimmt die Sampling-Strategie und entscheidet sich für ein bestimmtes Forschungsdesign (vgl. Flick 2007: 121-192). Dabei gilt es mit den verschiedenen methodologischen und methodischen Aspekten der Datenerhebungsmethoden, der Dateninterpretation, der Theorieentwicklung, der Sinnadäquanz und Validierung sowie allenfalls der Triangulation zurechtzukommen. Der *Zugang zum Feld* gestaltet sich in der qualitativen Forschung oft schwieriger als beispielsweise in der Survey-Forschung, weil sie intensiver, intrusiver und invasiver ist: Offene Interviews erfordern, dass sich die untersuchten Subjekte ausgiebig Zeit nehmen, sich auf die Fragen einlassen und gehaltvolle, ausführliche Antworten geben, statt nur Kreuze auf einem Fragebogen zu machen. Ethnografische Beobachtungen bedingen die Anwesenheit der Forschenden im jeweiligen sozialen Setting – und dies oft über längere Zeit – was dieses beeinflusst und verändert. Der Wunsch, dabei auch audio-visuelle Aufzeichnungsgeräte einsetzen zu dürfen, wirkt jeweils besonders invasiv. Es stellen sich daher die Fragen, ob und unter welchen Bedingungen die Forschenden Zugang zu einem Feld erhalten, beispielsweise zu einer Organisation, welche Rollen sie dort einnehmen und welchen Zugang sie zu den einzelnen Personen im Feld finden. Jo Reichertz (in diesem Band)

hat diese Problematik bereits anschaulich illustriert und auch darauf hingewiesen, dass sämtliche randständigen Gruppen unserer Gesellschaft bestens erforscht sind, während die Zentren der Macht sich der Forschung verschließen. Bezüglich dieser ist man auf Überläufer, Deserteure und Verräter – wie gegenwärtig Edward Snowden – angewiesen, die selbst an diesen Orten tätig waren und dann publik machen, was der Öffentlichkeit bislang verborgen blieb.

Die Crux von Forschungsgesuchen und Drittmittelanträgen besteht darin, dass man schon im Voraus angeben muss, welche Forschungsfragestellung man in welchem Feld verfolgen will, welchen theoretischen Ansatz man dabei wählt, welche Sampling-Strategie man anwendet, und welche Methoden der Datenerhebung und Dateninterpretation man einsetzt. Qualitative Forschungsprozesse bedingen jedoch gerade eine genuine Offenheit bei Projektbeginn, damit diese forschungspragmatischen Entscheide im Kontext konkreter Felderfahrungen gefällt werden können. Gegenläufig zur Logik der Forschungsbürokratie zeigt sich, dass die *Praxis der qualitativen Sozialforschung oft von persönlichen Interessen der Forschenden an einem bestimmten Feld geleitet ist*: Man betritt ein soziales Feld, erlebt auf einer alltagsweltlichen Ebene, was sich da ereignet, wird neugierig und entwickelt zunächst ein alltagsweltliches und schließlich auch ein wissenschaftliches Interesse, dieses Feld näher zu erforschen. In den *Lehrbüchern* der qualitativen Sozialforschung, aber auch in den *Forschungsberichten* und selbst in den *Ethnografien* wird dieses persönliche alltagsweltliche Interesse an einem bestimmten Feld oft verschwiegen.

Im Folgenden schildere ich einen *Feldzugang, der sich in keinem Lehrbuch findet: Der schockartige Feldzugang*. Wo man plötzlich in ein soziales Feld hineingeschubst wird, ohne dass man es gewählt hat. Und wo man aufgrund der persönlichen Betroffenheit und der entstehenden Neugier an diesem Feld schließlich ein Forschungsinteresse entwickelt. Ich schliesse damit an jenen Beitrag an, den ich mit meiner Frau Verena im Band über *Lebensweltliche Ethnografie* publizierte (vgl. Eberle/Rebitzke Eberle 2012).

1. Worin bestand der Schock?

Das schockierende Erlebnis haben wir bereits beschrieben (Eberle/Rebitzke Eberle 2012: 326f.):

„Am 28. Dezember 2006 morgens um zwei Uhr hatte Verena plötzlich rasende Kopfschmerzen. Sie waren derart unerträglich stark, dass sie aus Leibeskräften schrie. Da sie nie das Bewusstsein verlor, vermuteten wir eine außerordentlich starke Migräne. Auch der gegen Mittag eintreffende Notarzt tippte auf Migräne und behandelte sie entsprechend mit Aspirin-Spritzen. Als sich ihr Zustand bis zum Abend nicht verbesserte, brachte ich sie auf die Notfallstation des Kantonsspitals Winterthur, wo man mittels Computertomographie eine Hirnblutung, eine so genannte Subarachnoidalblutung diagnostizierte. Sofort wurde sie in die Neurochirurgische Klinik des Universitätsspitals Zürich überführt. Dort wurde sie sediert, genauer untersucht und operiert. Nach dem Aufwachen aus der Narkose sagte sie zu Thomas: „Ich habe ein neues Leben geschenkt bekommen!“ Nach zwei Tagen begannen jedoch lebensbedrohende Vasospasmen im Hirn einzusetzen, und so wurde sie für achtzehn Tage ins künstliche Koma versetzt und mit zahlreichen intensivmedizinischen Maßnahmen am Leben erhalten. Es ging in dieser Zeit auf Leben und Tod, die Ärzte wagten keine Prognosen und hofften einfach, dass sie jeweils die nächsten vierundzwanzig Stunden überlebte. Nach achtzehn Tagen schließlich wachte sie aus dem künstlichen Koma auf, nachdem die Sedierung schrittweise reduziert worden war. Glücklicherweise wies sie keine Lähmungen auf. Sie konnte auch bald wieder sprechen, war aber ziemlich verwirrt. Nun begann der lange „Weg zurück“, zunächst auf der Bettenstation der Neurochirurgie, anschließend in der Rehabilitationsklinik und danach zuhause.“

Auf der alltagsweltlichen, persönlichen Ebene ging es also um Leben und Tod. Gleichzeitig dämmerte mir, dass ich in ein *hoch spannendes soziales Feld* geraten war – ein Feld eben, in dem es *um Leben und Tod* ging. Ich hatte *Zugang zu einer neurochirurgischen Intensivstation* – also einem Feld, das grundsätzlich schwer zugänglich ist. Ich durfte jederzeit telefonieren und fragen,

wie es meiner Frau ging. Ich durfte sie fast jederzeit besuchen, erhielt Zutritt zu ihrem Bett, durfte dort verweilen, bei ihr sein, sie streicheln, zu ihr sprechen. Ich durfte ausführlich mit den Ärzten sprechen, ebenso mit den Pflegerinnen und Pflegern, und diese geizten selten mit Auskünften und persönlichen Einschätzungen, obwohl ihnen dies eigentlich verboten war. Weil es hier um Leben und Tod ging, kam in den Gesprächen oft auch der liebe Gott ins Spiel – die Möglichkeiten medizinischer Interventionen fanden hier offenkundige Grenzen, über Leben und Tod schien eine höhere Macht zu bestimmen. Ich wurde Zeuge, wie Menschen starben, und wie sich Eltern von ihrem 16-jährigen Sohn, der sich bei einem Snowboard-Sturz unglücklich den Kopf verletzt hatte, für immer verabschieden mussten.

2. Phänomenologisch-hermeneutische Rekonstruktion der Ereignisse

Aus *persönlicher Betroffenheit* führte ich *Tagebuch* und hielt meine Erlebnisse und Beobachtungen ausführlich fest. Auf beruflicher Ebene funktionierte ich weiter, doch auf reduziertem Feuer: Meine Hauptaufmerksamkeit galt dem Schicksal meiner Frau, das gleichzeitig auch mein eigenes Schicksal war. Diese *existenzielle Betroffenheit* weckte sehr bald meine *Wissbegier*: Ich wollte die medizinischen Diagnosen verstehen lernen, die Aussagekraft der Diagnoseverfahren und die verschiedenen Interventionsmöglichkeiten kennen, ich informierte mich über anatomische, physiologische und neurologische Zusammenhänge – und bald auch für die soziale Organisation der Intensivstation, später der neurochirurgischen Abteilung und schließlich der Rehabilitationsklinik. Plötzlich war ich als Soziologe, der immer die Vorrangigkeit gesellschaftlicher und kultureller Prozesse betont hatte, mit der unwiderlegbaren Relevanz der *biologischen Basis* konfrontiert. Plötzlich war ich zur Einsicht gezwungen, welche Persönlichkeitsveränderungen Menschen durchmachen können, wenn sie von Hirntumoren, Hirnschlägen oder Hirnblutungen betroffen sind – sofern sie diese überhaupt überleben.

50% der Patienten mit Hirnblutungen sterben; die Hälfte der Überlebenden bleibt lebenslang schwer behindert, ein Viertel bleibt leicht beeinträchtigt und ein weiteres Viertel erholt sich weitgehend. Wir hatten Glück: Verena gehörte zu diesen letzteren rund 12% Glücklichen! Sie erwachte aus dem Koma, hatte weder Lähmungserscheinungen noch Sprachstörungen, war aber

ein bisschen verwirrt. Schon auf der Intensivstation hatte ich sie regelmäßig *fotografiert*, da sie sich körperlich sehr veränderte: Ihr Körper und ihr Gesicht waren schließlich bis zur Unkenntlichkeit aufgedunsen, ihr Kopf war rasiert und von einer großen langen Narbe überzogen, aus jedem Loch kam irgend- ein Schlauch. Nun, nachdem sie aus dem Koma erwacht war und plötzlich redete wie ein Wasserfall, nahm ich das *Tonbandgerät* mit. Im Anfangsstadium war sie noch ziemlich verwirrt und konnte nicht zwischen Geschehnissen unterscheiden, die sich tatsächlich ereignet hatten und solchen, die sie nur geträumt oder fantasiert hatte. Sie erzählte einige skurrile Geschichten, die ich unbedingt im Originalton festhalten wollte. Ich ließ dann das Tonband auch weiterlaufen, wenn das Pflegepersonal mit ihr in Interaktion trat oder wenn der operierende Arzt mich unter vier Augen über die Entwicklung orientierte. Ich hatte diesbezüglich keine ethischen Bedenken, da ich nicht die Absicht hatte, diese Aufzeichnungen irgendwann der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Es war eine rein private Sammlung von Daten für unsere persönliche Erinnerung, so wie ich etwa Ferienfotos knipse.

Eine weitere Phase entstand, als Verena wieder lesen und schreiben lernte. Zunächst hatte sie mich getäuscht, indem sie Lesehandlungen vortäuschte: Die Zeitung vor sich ausgebreitet, bewegte sie den Kopf gemächlich hin und her, Zeile für Zeile. Erst später gestand sie mir, dass sie damals kein einziges Wort verstand, dass für sie alles ein reiner Buchstabensalat war. Doch sie erlernte das Lesen wieder, und sie begann *auch selbst Tagebuch zu schreiben*. Die Einträge waren zunächst sprachlich ziemlich unbeholfen, semantisch aber von vehementer Ausdruckskraft. Über die Wochen und Monate wurden die Texte differenzierter, auch orthografisch korrekter. Erst nach ca. 1,5 Jahren entdeckte sie indessen, dass sie den Sinn für Zwischentöne verloren hatte. Es gab nur das Entweder-Oder, das Schwarz oder Weiß, aber nichts dazwischen. Nach dieser Erkenntnis, die Verena ziemlich schlagartig, ja fast schockartig hatte – nämlich weil es sie dabei emotional sehr durchschüttelte – setzte sich der Weg zu einer differenzierteren Wahrnehmungs- und Lebensweise schrittweise fort, über viele Jahre.

Aufgrund der persönlichen Betroffenheit und der enormen emotionalen Intensität unserer Erlebnisse können wir beide – aus je unterschiedlichen subjektiven Perspektiven – uns an vieles erinnern, als ob es sich gerade ges-

tern ereignet hätte. Vieles hat sich nicht nur in unserem Bewusstsein sedimentiert, wie die Phänomenologen sagen, sondern hat sich *leiblich in unser Gedächtnis eingeschrieben*. Als wir einzelne Erlebnisse en détail phänomenologisch-hermeneutisch rekonstruierten, mussten wir oft nach einer oder eineinhalb Stunden aufhören, weil *das Erinnern für Verena emotional zu belastend* war: Sie wurde erneut überwältigt von all den Ängsten, Ohnmachtsgefühlen und Verzweiflungsanfällen, die sie damals empfunden hatte, als sie die einfachsten Dinge – wie beispielsweise selbstständig vom Boden aufzustehen, nachdem sie umgefallen war – nicht mehr bewerkstelligen konnte. Das Erinnern während der gemeinsamen Rekonstruktion war für sie stets ein leiblich-ganzheitlicher und damit auch schmerzhafter Prozess – es brauchte Mut und psychische Kraft, sich diesen Erinnerungen und Gefühlen wieder auszusetzen.

Natürlich weiß man nie, wie weit sich die *erinnerten Erlebnisse* mit den ursprünglichen Erlebnissen tatsächlich decken, und ob sie sich beispielsweise über die Jahre unmerklich verändert haben. Es fühlt sich für uns nicht so an, aber man kann es weder wissen noch beweisen. Deutlich ist indes die *neue Lesart*, die wir unseren *Tagebuch-Aufzeichnungen*, den *Fotografien* und den *Tonband-Aufnahmen* entgegenbringen:

1. Aufgrund des wiederholten Anschauens haben selbst die schrecklichsten Fotos etwas von ihrem Schrecken eingebüßt;
2. Die Tagebuchaufzeichnungen bringen viele Erlebnisse wieder hoch, man kann diesen Texten aber auch mit einer gewissen Distanz begegnen;
3. Bei den Tonband-Aufzeichnungen schließlich ist die Distanz am stärksten, da wir uns an viele konkrete Einzelheiten des Gesprochenen nicht mehr erinnern können und die Aufzeichnungen heute in einem völlig anderen Kontext wahrnehmen. Als ich mir Verenas Erzählungen und Telefonanrufe nach einigen Jahren wieder anhörte, hörte ich vieles anders als damals: In der Zeit, als sie aus dem Koma aufgewacht war, erzählte Sie Geträumtes und Fantasiertes und war fest überzeugt, dass es sich real ereignet hatte. Dies beunruhigte mich damals nicht sonderlich, ging ich doch fest davon aus, dass sie nach dem langen Koma verwirrt sein musste. Mit dieser Rahmung nahm ich alle ihre Äußerungen als Ausdruck dieser Verwirrung wahr. Wenn ich mir allerdings jene Tonbandaufzeichnungen

heutzutage wieder anhöre, klingen viele ihrer Aussagen eigentlich recht sachlich und logisch.

Gerade bei persönlicher Betroffenheit kann es wichtig sein, die Daten mit gebührendem zeitlichen Abstand nochmals zu sichten und allenfalls neu zu interpretieren.

3. Aspekte des schockartigen Feldzugangs

Im Folgenden möchte ich nun *einige Aspekte* beleuchten, die sich beim schockartigen Feldzugang manifestieren:

1. Was ist überhaupt ein Feld?
2. Legitimität des Feldzugangs
3. Emotionalität der Betroffenenperspektive
4. Vertrautheit und Fremdheit
5. Problem des Einzelfalls

3.1. Was ist überhaupt ein Feld?

Ich habe bisher den Feldbegriff auf ganz unproblematische und unspezifische Art und Weise benutzt. Man kann ihn alltagsweltlich zur Bezeichnung eines lebensweltlichen Milieus benutzen, oder im Sinne einer soziologischen Kategorie wie Bourdieu, oder eben spezifisch als Forschungsfeld wie im Kontext des vorliegenden Bandes. Wie konstituiert sich aus einem lebensweltlichen sozialen Feld ein Forschungsfeld?

Durch die Hirnblutung meiner Frau gerieten wir beide schockartig in für uns *neue soziale Milieus*: die Intensivstation der neurochirurgischen Klinik, nach vier Wochen die Bettenstation dieser Klinik für zwei Wochen, anschließend sieben Wochen Rehabilitationsklinik. Darauf folgte die lange Zeit in unserem Zuhause, in dem Verena sich zunächst auch fremd fühlte und erst schrittweise wieder heimisch wurde. Mit Hilfe ambulanter Therapien und hartnäckiger Selbstanstrengung fand sie allmählich wieder zu einer differenzierten Wahrnehmungs- und Lebensweise und zu normalen Alltagspraktiken zurück, und es dauerte Jahre, bis wir von der Beziehung zwischen Patientin und fürsorglichem Betreuer wieder zu einer Beziehung zwischen Mann und

Frau zurückfanden. Lange Zeit war nichts mehr wie früher: Auch unser Leben zuhause hatte sich stark verändert.

Das *Forschungsfeld* konstituierte sich zuerst *potentialiter*, indem wir Daten produzierten: Tagebuchaufzeichnungen, Fotos, Tonbandaufzeichnungen. Es konstituierte sich *realiter*, als wir begannen unsere Erinnerungen zu vertexten und gemeinsam mit den anderen Daten zu analysieren.

3.2. Die Legitimität des Feldzugangs

Wenn man aufgrund eines persönlichen Schicksalsschlags als medizinischer Notfall in einem Spital landet, ist man *hoch legitimiert*: die Patientin ebenso wie ihr Ehemann und ihre Nachkommen. Ärzte und Pflegepersonen begegneten uns offen und mit Empathie, sie nahmen sich viel Zeit für die Kommunikation mit uns Angehörigen. Niemand schöpfte Verdacht, kritisch beobachtet oder ausgespäht zu werden. Niemand kam auf die Idee, ich könnte bei den Gesprächen ein Tonband mitlaufen lassen. (Dies dem Gegenüber plötzlich zu offenbaren, kam nur Garfinkel (1967) im Rahmen seiner Krisenexperimente in den Sinn.) Niemand konnte mir verbieten, auf der Intensivstation meine Frau zu fotografieren – obwohl dies einigen wohl auch etwas seltsam erschienen sein mag. Als Ehemann war ich auch legitimiert, endlos viele Fragen zu stellen. Bisher haben wir uns eher mit einer Art *phänomenologischer Psychologie* unserer Erlebnisse beschäftigt: Wie haben wir – wie hat vor allem Verena die Folgen der Hirnblutung erlebt, welche Probleme der Sinnkonstitution ergaben sich, vor allem hinsichtlich der Unterscheidung von Realität und Fiktion, wie konnte sie ihren Geruchs- und Geschmackssinn wieder entwickeln, wie die Zwischentöne wiedererkennen (vgl. Eberle/Rebitzke Eberle 2010)? Aufgrund unseres *legitimen (und legal verbrieften) Zugangs zu den Patientendaten* ist es uns künftig aber auch möglich, einen Teil des sozialen Umfelds zu rekonstruieren: In den Krankheitsakten sind sämtliche Diagnosen und therapeutischen Maßnahmen aufgezeichnet, was uns erlaubt, Verenas Krankheitsverlauf aus der Sicht von Ärzten und Pflegepersonen zu rekonstruieren. Dies wirft nochmals ein anderes Licht auf das, was wir beide subjektiv erlebt haben. Diese Aufgabe liegt noch vor uns.

3.3. Die Emotionalität der Betroffenenperspektive

Wenn es um Leben und Tod eines nahe stehenden und geliebten Menschen geht, wird man von *existenziellen Ängsten, grundlegenden Ohnmachtsgefühlen und Verzweiflungsattacken* heimgesucht, das ganze Gefüge lebensweltlicher Sinnkonstruktionen droht zusammenzubrechen und der Sinn des Lebens steht in Frage. Auch für mental starke Personen ist es nicht leicht, einen klaren Kopf zu bewahren. Diese kaum zu verbergende Emotionalität wird angesichts der vorliegenden dramatischen Situation vom sozialen Umfeld als „normal“ wahrgenommen. Meinen Ängsten um das Leben meiner Frau begegneten auch die Ärzte und Pflegepersonen jedenfalls mit *Zuwendung und Empathie*. Zweifellos verstärkten die von mir zum Ausdruck gebrachten Gefühle wiederum die *Legitimität meines Feldzugangs*: Diese Gefühle machten mich „menschlich“ und „authentisch“ und beförderten die Resonanz auf Zuwendung. Komisch wäre wohl eher eine absolute Gefühlskälte gewesen.

Inwieweit *verzerrt der hohe Emotionalitätsgrad der eigenen Erlebnisse die Wahrnehmung*? Ist den Beobachtungen, Aufzeichnungen und den memorierten Erfahrungen überhaupt zu trauen? In der aktuellen Situation geht der hohe Emotionalitätsgrad zweifellos mit einer verstärkten Selektivität der Perception einher: Wenn man beispielsweise sehr auf die Frage nach dem Überleben der geliebten Person fokussiert ist, gerät anderes leicht aus dem Blick. Aus phänomenologischer Perspektive ist es jedoch zweifelsfrei möglich, auch hoch emotionale Erlebnisse kritisch zu reflektieren und zu analysieren. Zudem tauchen im Rückblick auch Themen auf, die man an den Rändern des Bewusstseins eben doch wahrgenommen hat: die *petites perceptions* (wie Schütz 2004b sie im Anschluss an Leibniz nannte), die sich nachträglich doch zu sinnhaften Figuren formen.

Ein kurzes *Beispiel* für die rückblickende Reflexion auf emotionale Erlebnisse: Ich erinnere mich sehr deutlich, wie dankbar ich den Ärzten und Pflegepersonen für jede Art Zuwendung war; wie dankbar ich dem Ärzteteam für die gelungene Operation war; wie dankbar ich ihren diagnostischen Erläuterungen lauschte; wie dankbar ich für all die vielschichtigen lebensrettenden Maßnahmen auf der Intensivstation war, dank derer meine Frau überlebte. Ich kann in der retrospektiven Reflexion aber das, was ich an Interaktionen und Ereignissen erinnere, und die Gefühle der Dankbarkeit, die ich damals

auf die Ärzte und Pflegepersonen projizierte, auch ziemlich klar trennen. Und ich kann mir gut ausmalen, wie ich mich gefühlt hätte, wenn meine Frau während der Operation oder während des Komas gestorben wäre.

3.4. Vertrautheit und Fremdheit

Der Wechsel von Vertrautheit und Fremdheit sowie die Befremdung des Vertrauten sind klassische Themen ethnografischer Forschung. Das Feld war mir weitgehend fremd und unvertraut. Daher hatte ich viele Fragen, um das jeweilige Setting angemessen deuten zu können. Dazu gehörten all die vielen Apparaturen, die auf der Intensivstation um das Bett herum aufgebaut waren, aber auch die Pflege- und Therapiehandlungen, die vorgenommen wurden. Fremd war mir überdies meine Frau geworden – sie lag nur noch da, aufgedunsen und kaum mehr erkennbar, als weitgehend regungsloser Körper, der keinerlei Reaktionen zeigte – nur Piepstöne, Messzeiger, Pumpgeräusche und Bildschirmgrafiken sowie die Gelassenheit der Pflegepersonen indizierten, dass sie noch lebte. Nicht Befremden des Vertrauten, sondern *Erschließen des Fremden und Fremdgewordenen* war mein Thema.

Auf der *Intensivstation* war der *Feldzugang* zudem *klar reguliert*: Während *invasiven* therapeutischen *Maßnahmen*, beispielsweise der endotrachealen Intubation oder Detubation, mussten die Angehörigen den Raum verlassen – der schreckliche Anblick dieser Prozeduren bei einer geliebten Person wäre den Angehörigen nach Ansicht des medizinischen Personals schlichtweg nicht zuzumuten. Klar getrennt wurde auch zwischen *interner und externer Kommunikation*: Während der ärztlichen Visite waren absolut keine Besucher zugelassen – niemand sollte mithören können, was die Ärzte am Bett der Patienten besprachen. Die Ärzte einigten sich jeweils auf eine offizielle Version, die den Angehörigen im persönlichen Dialog kommuniziert wurde, und um Gerüchten und Fehlinformationen vorzubeugen, war es den Pflegepersonen verboten, mit den Angehörigen über Diagnosen und den medizinischen Zustand der Patienten zu sprechen (was sie indes oft mit sybillinischen Andeutungen unterliefen). Das Ärzteteam dieser neurochirurgischen Klinik war vorbildlich bezüglich Kommunikation: Die leitenden Ärzte persönlich nahmen sich mehrmals eine ganze Stunde Zeit und erklärten mir Diagnosen und Maßnahmen ausführlich und ohne jeglichen medizinischen Jargon, und sie

waren bereit jegliche Art Fragen zu beantworten. Aber es gab klar eine Hinterbühne und eine Vorderbühne, auch für die Angehörigen mit legitimem Zugang zur Intensivstation.

3.5. Die Problematik des Einzelfalls

Ein offenkundiger Nachteil ist es, dass wir uns mit einem *Einzelfall* beschäftigen. Nachdem Verena inzwischen geheilt ist, haben wir keine unmittelbare Legitimation mehr, ins Feld zurückzukehren. Vielleicht wäre es möglich gewesen, relativ zeitnah das Feld erneut aufzusuchen und dabei die Beziehungen zu nutzen, die wir in der Zeit persönlicher Betroffenheit mit den relevanten Akteuren im Feld aufgebaut hatten. Nur eine Rückkehr ins Feld hätte es uns erlaubt, das entsprechende soziale Milieu *systematisch und vergleichend* zu erforschen. Heute ist dies sicherlich zu spät. Heute würden wir vor *denselben Problemen des Feldzugangs und Beziehungsaufbaus* und allenfalls der *interkulturellen Kommunikation* stehen, die Norbert Schröer als grundlegend für die qualitative Forschung beschrieben hat (vgl. Donk/Schröer 1999; Schröer 2002, 2009). So bleibt uns nur übrig, mit jenen Daten weiterzuarbeiten, die uns für diesen Einzelfall zur Verfügung stehen, und daraus das Beste zu machen. Die Daten einfach brachliegen zu lassen, weil sie nicht den Anforderungen eines ausgeklügelten Forschungsdesigns entsprechen, wäre jedenfalls schade. Der eklatante Vorteil der vorliegenden Fallstudie liegt im privilegierten Datenzugang. Alfred Schütz (2004a) zufolge hat niemand einen besseren Einblick in eine subjektive Sinnwelt wie der Akteur selbst. Soll gemäß Max Weber der subjektive Sinn sozialen Handelns erfasst werden, gilt es nach Schütz auch den subjektiven Sinn der Erlebnisse und der Erfahrungen des Akteurs zu erschließen, seinen Wissensvorrat und dessen Typen und Relevanzsysteme. Der Zugang zur Fülle lebensweltlicher Erfahrungen mahnt vor vorschnellen theoretischen Konzeptualisierungen, und die Lebensgemeinschaft eines Ehepaars erlaubt es, dauernd weitere Fragen zu stellen – sei es beim Frühstück, beim Wandern oder am Skilift – um die Reflexion und das Verständnis spezifischer Sinnzusammenhänge zu vertiefen. Der Wert einer phänomenologisch-hermeneutischen Rekonstruktion eines konkreten Einzelfalles besteht gerade in der Beschreibung dieser Sinnfülle. Einzelfallstudien sperren sich gegen die Vorstellung einer Subsumtionslogik von kontext-

unabhängigen, theoretisch-allgemeinen Wissensbeständen, ihre Ergebnisse lassen sich nicht in wenigen verallgemeinernden Aussagen zusammenfassen (vgl. Flyvbjerg 2004). Gleichzeitig lassen sich indessen formale Strukturmerkmale identifizieren, die durchaus über den vorliegenden Einzelfall hinausweisen (vgl. Eberle/Rebitzke Eberle 2012).

4. Zur Methodologie des Feldzugangs

Während die positivistische Survey-Forschung dem naturwissenschaftlichen Wissenschaftsideal naheiferte und die Persönlichkeiten der Interviewer und Forscher weitestgehend auszuschalten versuchte – um die Objektivität der Ergebnisse ja nicht zu gefährden – herrscht in der interpretativen qualitativen Sozialforschung ein weitgehender Konsens, dass der *Persönlichkeit des Forschers* eine besondere Bedeutung zukommt:

Er wird mit seinen kommunikativen Fähigkeiten zum zentralen „Instrument“ der Erhebung und Erkenntnis. Aus diesem Grund kann er auch nicht als „Neutrum“ im Feld und im Kontakt mit den (zu befragenden und zu beobachtenden) Subjekten agieren. Vielmehr nimmt er darin bestimmte Rollen und Positionen ein oder bekommt diese ... zugewiesen. (Flick 2007: 143)

Flick (vgl. 2007: 150) nennt die idealtypischen Rollen des Fremden, des Besuchers, der Initianten und des Eingeweihten.

In der ethnografischen Forschung kommt der Persönlichkeit des Forschers umso größere Bedeutung zu, als sich Ethnografen in der Regel längere Zeit – manchmal Jahre – im Feld aufhalten. Agar (1996: 91-111) widmet diesem Thema im *Professional Stranger* denn auch ein eigenes Kapitel und diskutiert die Relevanz und die Stolperdrähte von Persönlichkeit, kulturellem Background und Selbstpräsentation des Ethnografen. Coffey (1999) widmet dem *ethnographic self* ein ganzes Buch. Auch Angrosino (2007: 29) empfiehlt dem Ethnografen in seinem Kapitel *„Selecting a field site:“*

(B)egin with a candid assessment of yourself. Check especially the following points:

- your emotional and attitudinal state;

- your physical and mental health (...);
- your areas of competence and incompetence;
- your ability to set aside preconceptions about people, behaviors, or social and political situations.

Diese Art methodologischer Erörterungen zielt letztlich immer darauf, die Subjektivität des Forschers methodisch zu kontrollieren und die Feldforschung möglichst objektiv zu gestalten. Das ist selbstverständlich legitim. *Selten wird indes der Zusammenhang zwischen der Alltagswelt des Forschers und seinem wissenschaftlichen Vorgehen systematisch reflektiert.* Die Alltagswelt des Forschers wird nur insoweit thematisiert, als sie unmittelbar für seine wissenschaftliche Forschungsarbeit relevant scheint. Ethnologen, die das Leben indigener Stämme beschrieben, porträtierten deren Kultur meist in objektivierend-distanzierter Weise und tabuisierten gewisse lebensweltliche Aspekte ihrer eigenen Situation im Feld konsequent: Beispielsweise wie sie selbst im Stamm gelebt haben; welche Kontakte sie pflegten und welchen sie aus dem Weg gingen; welche Handlungen, Rituale und Zeremonien sie mitgemacht haben und welche nicht; wie sich ihre Beziehungen zu ihren Informanten und Informantinnen entwickelt haben und wie intim diese waren; welche sexuellen Kontakte sie hatten und welche Praktiken sie anwandten usw. (vgl. Kulick/Willson 1995). Alfred Schütz (2010) hat, wie kein anderer, die Beziehung von Alltagswelt und Wissenschaftswelt, von Pragma und Theorie, von Common-sense-Konstruktionen erster Ordnung und wissenschaftlichen Konstruktionen zweiter Ordnung systematisch analysiert. Im Anschluss an Husserl (1954) betrachtete er Wissenschaft als in die Lebenswelt eingebettet, und eine wesentliche Aufgabe der Phänomenologie war deshalb, dieses Fundierungsverhältnis zu explizieren (vgl. Schütz 2004a). Kein Wunder, reflektieren die an Schütz anschließende Methodologie und die in deren Kontext entwickelten *lebensweltanalytischen Forschungsansätze* dieses Einbettungsverhältnis am deutlichsten. Wenn die leibliche subjektive Erfahrung der Forschenden im Feld als wesentliches Datenerhebungs- und Erkenntnisinstrument verstanden wird, können ihre alltags- und lebensweltlichen Relevanzen nicht ausgeblendet, sondern müssen diese systematisch mitreflektiert werden (vgl. Honer 2000; Honer 2011; Hitzler/Eberle 2000; Eberle 2014; Hitzler in

diesem Band). Ähnliche Bezüge finden sich in den Ansätzen zu einer Existenzialen Soziologie (vgl. Douglas/Johnson 1977), in Autoethnografien (vgl. Chang 2008; Ellis et al. 2010) sowie bei Ethnografien die sich mit Autobiografien verknüpfen (vgl. Reed-Danahay 2001). Von einem *schockartigen Feldzugang* zu sprechen macht nur Sinn im Kontext konkreter lebensweltlicher Bezüge des Sozialwissenschaftlers. Schockierende Erfahrungen kann ein Forscher in jeder Phase seines Feldaufenthalts machen, selbst im Rahmen eines ausgeklügelten Forschungsdesigns. Im vorliegenden Zusammenhang ging es indes ausschließlich um jene Erfahrung, schockartig plötzlich in ein Feld hineingeschubst zu werden. Ein Feld das zunächst lediglich ein neuartiges, vielleicht fremdartiges soziales Milieu darstellt, das bei aufkeimender wissenschaftlicher Neugier aber zu einem Forschungsfeld mutieren kann. Es war das Ziel dieses Beitrags, anhand eines konkreten Beispiels einen schockartigen Feldzugang zu beschreiben und einige grundlegenden Aspekte desselben herauszuarbeiten.

Literatur

- Agar, Michael H. (1996): *The Professional Stranger. An Informal Introduction To Ethnography*. Second Ed. San Diego, New York, Boston etc.: Academic Press.
- Angrosino, Michael (2007): *Doing Ethnographic and Observational Research. The SAGE Qualitative Research Kit*, hrsg.v. Uwe Flick. London, Thousand Oaks, New Delhi, Singapore: Sage.
- Chang, Heewon. (2008): *Autoethnography as Method*. Walnut Creek, CA: Left Coast Press.
- Coffey, Amanda (1999): *The Ethnographic Self. Fieldwork and the Representation of Identity*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Donk, Ute, Schröer, Norbert (1999): Parzival, Don Quichotte oder Joe Crocodile Dundee. In: Donk, Ute, Iványi, Nathalie, Schröer, Norbert (Hrsg.): *Als ob es Wirklichkeit wäre. Auslegen. Essener Schriften zur Sozial- und Kommunikationsforschung. Sonderband 50*. Essen: Universitätsdruck. S. 81-91.
- Douglas, Jack D., Johnson, John M. (Hrsg.) (1977): *Existential Sociology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Eberle, Thomas S. (2014): Phenomenology as a Research Method. In: Uwe Flick (Hrsg.): *The SAGE Handbook of Qualitative Data Analysis*. London, Thousand Oaks, New Dehli: Sage Publ.: 184-202.

- Eberle, Thomas S., Rebitzke Eberle, Verena (2012). „Alles war ohne Inhalt, ohne Bedeutung – Der Umgang mit den Folgen einer Hirnblutung“. In: Schröer, Norbert, Hinnenkamp, Volker, Kreher, Simone, Pöferl, Angelika (Hrsg.): *Lebenswelt und Ethnographie*. Essen: Oldib-Verlag. S. 325-343.
- Ellis, Carolyn, Adams, Tony E., Bochner, Arthur P. (2010). Autoethnography: An Overview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 12(1), Art. 10, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1101108>, gefunden am 1.1.14.
- Flick, Uwe (2007): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Flyvbjerg, Bent (2004): Five Misunderstandings About Case-Study Research. In: Seale, Clive, Gobo, Giampietro, Gubrium, Jaber F., Silverman, David (Hrsg.): *Qualitative Research Practice*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage. S. 420-434.
- Hitzler, Ronald, Eberle, Thomas S. (2000): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, Uwe, von Kardorff, Ernst, Steinke, Ines. (Hrsg.): *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt: S. 109 -118.
- Honer, Anne (2000): Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: Flick, Uwe, von Kardorff, Ernst, Steinke, Ines. (Hrsg.): *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt: S. 194 -204.
- Honer, Anne (2011): *Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer.
- Husserl, Edmund (1954): *Die Krisis der Europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, hrsg. v. W. Biemel, Husserliana Bd. 6, Den Haag: Nijhoff.
- Kulick, Don, Willson, Margaret (1995): *Taboo: Sex, Identity and Erotic Subjectivity in Anthropological Fieldwork*. London: Routledge.
- Reed-Danahay, Deborah (2001): *Autobiography, Intimacy and Ethnography*. In: Atkinson, Paul, Coffey, Amanda, Delamont, Sara, Lofland, John, Lofland, Lyn (Hrsg.): *Handbook of Ethnography*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage. S. 407-425.
- Schütz, Alfred (2004a): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. ASW II*, hrsg. v. Endreß, Martin und Renn, Joachim. Konstanz: UVK.
- Schröer, Norbert (2002): *Verfehlte Verständigung? Kommunikationssoziologische Fallstudie zur interkulturellen Kommunikation*. Konstanz. UVK.
- Schröer, Norbert (2009): *Interkulturelle Kommunikation*. Essen. Oldib.
- Schütz, Alfred (2004b): *Relevanz und Handeln 1. Zur Phänomenologie des Alltagswissens. ASW VI.1*, hrsg.v. List, Elisabeth. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred (2010): *Zur Methodologie der Sozialwissenschaften. ASW Bd. IV*, hrsg. von Thomas S. Eberle, Jochen Dreher und Gerd Sebald. Konstanz: UVK.

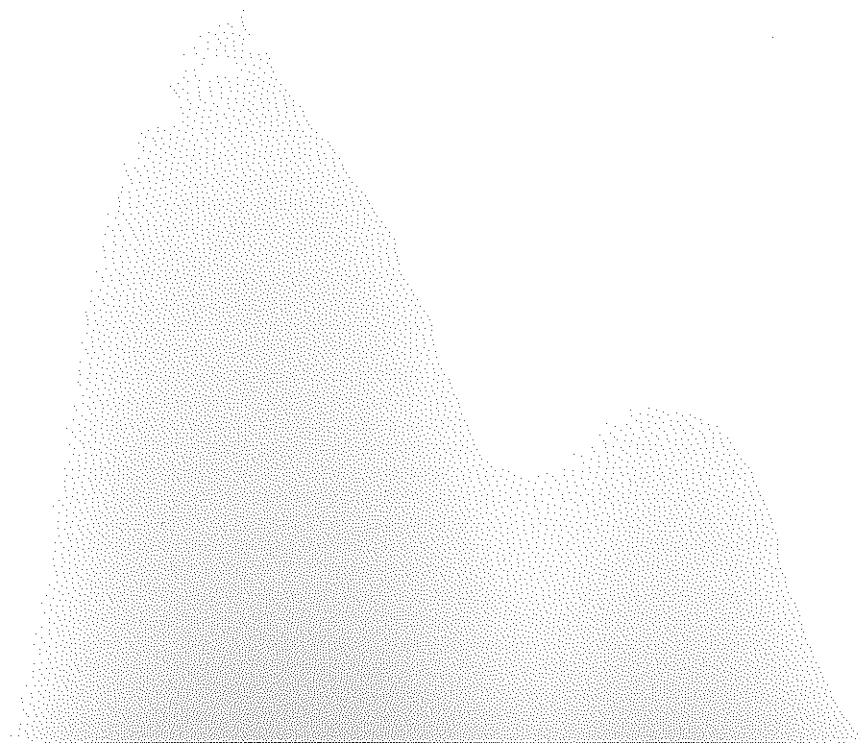
Angelika Pöferl • Jo Reichertz
(Hrsg.)

Wege ins Feld

*Methodologische Aspekte
des Feldzugangs*

Oldib

**Wege ins Feld –
Methodologische Aspekte des Feldzugangs**
Beiträge der 4. Fuldaer Feldarbeitstage 5./6. Juli 2013



Angelika Pofertl, Jo Reichertz (Hrsg.)

**Wege ins Feld –
Methodologische Aspekte des
Feldzugangs**

Beiträge der 4. Fuldaer Feldarbeitstage

5./6. Juli 2013



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2015, Oldib-Verlag, Essen
www.oldib-verlag.de
Waldeck 14
45133 Essen
www.oldib-verlag.de

Herstellung: Pressel Druck, Remshalden

ISBN 978-3-939556-47-3

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung,
die über den Rahmen des Zitatrechtes bei vollständiger Quellenangabe
hinausgeht, ist honorarpflichtig und bedarf der schriftlichen
Genehmigung des Verlages.

Inhaltsverzeichnis

<i>Angelika Pofert & Jo Reichertz</i> Wege ins Feld – Methodologische Aspekte des Feldzugangs.....	9
<i>Jo Reichertz</i> Beziehungsaufbau ist der Schlüssel – nicht nur beim Feldeinstieg Norbert Schröer zum 60. Geburtstag.....	12
<i>Richard Bettmann</i> Existentielle Teilhabe und vom Wert des Verlieren-Gehens in der Ethnographie. Norbert Schröer als Ethnograph in Indien.....	30
<i>Angelika Pofert</i> Die Welt als Feld? Globalisierung und die vermeintliche Evidenz des Feldbegriffs.....	45
<i>Thomas S. Eberle</i> Plötzlich mitten hinein geschubst – Der schockartige Feldzugang.....	57
<i>Ronald Hitzler</i> „...wie man in es hineingeht“ Zur Konstitution und Konstruktion von Feldern bei existenzieller Affiziertheit.....	72
<i>Hubert Knoblauch</i> Soziologische Ethnographie, Natürlichkeit und die Transformation der Felder.....	91
<i>Simone Kreher</i> Wege und Un-/Wägbarekeiten ins/im Feld – vergleichende methodische Reflexionen dreier Feldeinstiege.....	106

<i>Achim Brosziewski</i>	
Das Ende vom Anfang – Die Zeitarbeit der ethnographischen Feldforschung.....	125
<i>Christoph Maeder</i>	
Feldzugang im Spannungsfeld zwischen technologischem Optimismus in der Schule und dem ethnographischen Blick.....	140
<i>Peter Stegmaier</i>	
Office Studies oder: Feldzugang und Forschen in Amtsstuben, Behörden und Governance-Einrichtungen Plädoyer für ein Forschungsfeld.....	154
<i>Almut Zwengel</i>	
Ein Freund, ein guter Freund...Der Feldzugang in der „Street Corner Society“ von W.F. Whyte.....	172
<i>Julia Zahren</i>	
Wege ins Feld mit Kindern gehen?.....	188
<i>Eva Marr</i>	
Heranwachsende in deprivierten Lebenswelten – Zugangswege finden und erhalten.....	203
<i>Paul Eisewicht</i>	
„Follow the white rabbit“ – Forschungsperspektive und Feldzugang im Kontext von Illegalität.....	217
<i>Thorsten Benkel & Matthias Meitzler</i>	
Feldforschung im Feld der Toten Unterwegs in einer Nische der sozialen Welt.....	234

<i>Frank Sowa</i>	
Von dem Bemühen, die bunten Lebenswelten von grönländischen Jägern und deutschen Vermittlungsfachkräften zu erobern. Ein reflektierender Vergleich der Feldzugänge.....	252
<i>Heiko Kirschner</i>	
„Lehnstuhl-Ethnographie“ in synthetischen Situationen Feldeinstieg und Orientierung in interaktiven Mediumgebungen.....	267
<i>Alexander Schmidl</i>	
Rückblenden Techniken zur zirkulären Analyse des Feldeinstiegs.....	290
<i>Felix Albrecht</i>	
Was ist das Feld – und was steckt dahinter? Zur Konstruktion von Forschungsfeldern am Beispiel von Kreativitätsbewertungen.....	300
<i>Tilo Grenz & Igor Don</i>	
Team-Ethnographie im Spannungsfeld zwischen teilnehmender Beobachtung und beobachtender Teilnahme.....	313
<i>Julia Böcker & Alexander Leistner</i>	
Grauzonen der Feldforschung Methodische Herausforderung und heuristisches Potential.....	334
<i>Agnieszka Satola</i>	
Vertrauensarbeit in der Biographieforschung Forschungsfeld: Irreguläre Pflege.....	350
<i>Jessica Pahl & Vivien Weiß</i>	
Deutungsmuster Wachkoma: Ein „gemischtes Doppel“ in einem heterogenen Feld medizinisch-pflegerischer Akteure.....	363

<i>Oliver Bidlo</i> Geerbte Felddaten Möglichkeiten und Grenzen der Analyse.....	375
<i>Norbert Schröer</i> unter Mitarbeit von <i>Lois Chidalu Nwokey, Adiam Zerisenai</i> Qualitatives Interviewen als Beziehungsarbeit.....	384
Autorenangaben.....	402

Wege ins Feld – Methodologische Aspekte des Feldzu- gangs

Angelika Pofert, Jo Reichertz

Qualitative Sozialforschung und insbesondere die Hermeneutische Wissenssoziologie sind in einem weiten Sinne immer Feldforschung – auch wenn man nicht eine bestimmte Form der (teilnehmenden) Beobachtung durchführt. Selbst wenn man ‚nur‘ Interviews führt, muss man erst einmal ‚sein‘ Feld finden und sich dieses Feld erschließen, was immer auch heißt: mit den Menschen dort Kontakt aufzunehmen und mit ihnen ernsthaft und nicht nur vordergründig zu kommunizieren. Ohne ein dialogisches sich Einlassen auf ‚sein‘ Feld ist dem Forscher weder die Erhebung sensibler Daten noch der Erwerb einer sensiblen, für eine adäquate Auswertung der erhobenen Daten unabdingbaren Kulturkenntnis und Mitspielkompetenz möglich. Vor jeder Forschung im Feld steht jedoch erst einmal der Zugang zum Feld: „no Entrée, no research“ (Johnson 1975).

Für viele Forschende stellt der Feldzugang nur ein praktisches, und oft nur ein unangenehmes Problem dar, das mit Forschung selbst nichts zu tun hat (somit meist nicht reflektiert wird). Problematisch ist der Feldzugang für viele, weil es oft nicht einfach ist, andere Menschen mit anderen Handlungsrelevanzen, anderen Kommunikationsstilen und anderen Machtpositionen davon zu überzeugen, dass es sinnvoll ist, sich auf einen Prozess des Beforscht-Werdens einzulassen. Meist hat man keinerlei Erfahrungen, wie man sich Feldkontakte eröffnet und wie man die meist zahlreich aufgestellten (rechtlichen, ökonomischen, ethischen) Hindernisse überwindet.

Was aber macht den Einstieg so problematisch?